

## **Predigt über Johannes 12,20-26**

(Fam.kirche Obkfg. - 4.So.i.d.Passionszeit – 15.3.2015)

Liebe Gemeinde!

„Herr, wir wollten Jesus gerne sehen.“ Mit diesem Wunsch treten Fremde an den Jünger Philippus heran. Der sagt es dem Andreas – und beide geben diesen Wunsch schließlich an Jesus weiter.

Ob es dann auch wirklich zu einer Begegnung kam, davon wird nichts erzählt. Es scheint dem Erzähler nicht wichtig zu sein. Stattdessen geht es ganz unvermittelt weiter mit den Aussagen Jesu vom Weizenkorn, vom ewigen Leben und von der Nachfolge. Merkwürdig!

„Herr, wir wollten Jesus gerne sehen.“ Da scheinen Leute von Jesus gehört zu haben – und sie würden ihn gerne mal kennenlernen. Ihn sehen – so ganz direkt.

Ich kann das gut verstehen. Nicht wahr, das wäre auch was für uns: wenn wir Jesus sehen könnten! Wir haben ja kein wirkliches Bild von ihm. Wir wissen nicht: War er groß – oder war er klein? Trug einen Bart? Waren seine Haare lang oder kurz? Lächelte er gerne, hatte er den Schalk in den Augen – oder gehörte zu ihm mehr ein ernster Gesichtsausdruck? Was für ein Typ war er?

Die biblischen Texte verraten uns da wenig bis gar nichts. Sie stillen unser visuelles Bedürfnis nicht. Ihnen ist etwas anderes wichtiger. Ihnen ist wichtig, dass wir uns auseinandersetzen – mit dem, was Jesus sagte. Und mit dem, was er tat - und mit dem, was ihm widerfuhr: mit seinem Leben, mit seinem Sterben, mit seiner Auferstehung. Das Äußerliche – wie Jesus aussah – das ist für die Bibel zweitrangig. Und darum verrät sie da auch nichts.

Weil die biblischen Texte unser modernes Informations- und Bilderbedürfnis nicht stillen, neigen wir dazu, uns selbst ein Bild von Jesus zurecht zu machen. Ich erinnere mich noch gut an ein Bild, dem ich in früheren Jahren bei Besuchen bei kranken älteren Menschen begegnete. Da hing dieses Bild oft im Schlafzimmer über dem Bett: Jesus als der gute Hirte inmitten seiner Schafe. Ein sympathisch aussehender Mann mit andächtigem Blick, mit schulterlangem, gewelltem Haar - alles so ein bisschen romantisch verklärt. Ein richtiges Idyll.

Jede Zeit bastelte sich so ein wenig ein eigenes Jesus-Bild zurecht – nicht nur, was das Äußere angeht. Den einen galt Jesus als Kritiker einer verlogenen Frömmigkeit, anderen als der neue Mann, der auch seine weiblichen Anteile zulässt, wieder anderen als Sozialrevolutionär, der am Kreuz scheiterte. Manchen gilt er als religiöser Führer, als ein Prophet oder ein Weisheitslehrer.

Unser Predigttext passt zu alledem nicht. Er durchkreuzt es. Er stellt es sozusagen auf den Kopf – denn es geht hier nicht mehr um unsere Vorstellungen von Jesus, sondern um seine Vorstellungen von uns – darum, wozu er uns herausfordert. Nicht mehr er ist der Gefragte, sondern wir sind die Gefragten.

Wozu fordert Jesus uns heraus? Er ruft uns auf, ihm nachzufolgen: „Wer mir dienen will, der folge mir nach.“ Mit anderen Worten: Wer das mittragen will, was meine Sache ist, wer sich einsetzen will für das, wofür ich stehe, wer zu mir gehören will, der folge mir nach, der gehe in meinen Fußtapfen.

Auf einmal wird das mit uns und Jesus zu etwas ganz Konkretem, zu einer Sache des eigenen Lebens. Wir selbst sind gefragt!

Jesus nachfolgen. Worum kann es da gehen? In unserem Text werden zwei Antworten gegeben, die für mich eng zu-

sammengehören. Zum einen ist da die Rede von einem Weizenkorn, das in die Erde gelegt wird. Es gibt sozusagen seine Weizenkorn-Existenz auf, um verwandelt zu werden und Frucht zu bringen. Das Korn bleibt nicht mehr Korn, aus dem ehemaligen Weizenkorn erwächst ein Halm mit vielen neuen Körnern.

Es geht bei diesem Bild um Hingabe und Verzicht – und darum, dass genau dadurch neues Leben entsteht. Natürlich ist das ein Hinweis auf den Weg Jesu. Er ist genau diesen Weg gegangen.

Zum anderen redet Jesus davon, dass der, der sein Leben liebhat, es verlieren werde – und umgekehrt: wer es hasst, der werde es erhalten zum ewigen Leben. Eine harte Rede, fast bis aufs Äußerste zugespitzt formuliert. Ich gebe zu, ich habe auch daran zu knabbern – aber letzten Endes geht es um das Gleiche wie beim Bild des Weizenkorns: es geht um ein Leben, das nicht bei sich selbst stehen bleibt. Um ein Leben, das nicht nur sich selbst sieht. Es geht um ein Leben, das loslassen und verzichten kann, das anderen zu Gute kommt - und das gerade dadurch an Lebensqualität gewinnt. Das ist ja das Eigenartige und Besondere: ein solches Leben verliert keine Lebensqualität, sondern es gewinnt an Lebensqualität. Das Leben wird tiefer, es wird reicher.

Und doch ist das ein Denken, das dem Zeitgeist widerspricht. Loslassen, Opfer, Verzicht – das sind keine sehr beliebten Begriffe. Wer so lebt, der gilt eher als der Dumme. Oder man sieht ihn als einen Exoten an.

In der Regel geht es in unserer Gesellschaft um den Erfolg, ums Vorankommen. Vielleicht geht es auch um den Genuss. Sich etwas leisten können. Es geht um immer noch mehr – auch wenn andere dadurch auf der Strecke bleiben. So spricht man heute manchmal von der Ich-Gesellschaft: Ich bin wichtig. Ich zähle. Für mich muss etwas herauspringen. Was das für andere bedeutet, das ist mir relativ egal.

Für mein Empfinden steht dahinter letzten Endes die Angst. Die Angst, im Leben nicht auf die eigenen Kosten zu kommen. Wer diese Angst hat, der kann nicht verzichten, der kann nicht loslassen, der hält fest, was er hat – ganz fest. Der bleibt bei sich selbst stehen.

An sich selbst denken. Ich will hier nicht missverstanden werden. Es gibt durchaus auch Menschen, die ermutige ich, mal an sich selbst zu denken und sich selbst etwas Gutes zu tun.

Die Frau etwa, die ihre Hobbys und Interessen hinten angestellt hatte, weil sie erst einmal für die Kinder da sein wollte. Jetzt sind die Kinder groß – und sie merkt: Das Leben kann nicht nur aus Pflicht und Verantwortung bestehen, es muss auch so etwas wie Spaß und Abwechslung geben, sonst verkümmert etwas in einem selbst.

Oder der Mann, der immer angepasst gelebt und sich nichts getraut hatte, der immer nur funktionierte – und der jetzt feststellt: Ich muss noch einmal etwas ausprobieren, ich muss noch einmal etwas wagen, sonst bleibt eine ganze Seite von mir ungelebt.

Solche Menschen möchte ich ermutigen, auch einmal an sich selbst zu denken und sich selbst Gutes zu tun. Ich möchte sie ermutigen, das zu entdecken und zu leben, was in ihnen steckt. Es kann nicht Gottes Wille sein, dass das verkümmert, was er in Menschen hineingelegt hat.

Aber wie passt dazu das, was Jesus in unserem Predigttext sagt? Ist das nicht ein unüberbrückbarer Widerspruch?

Ich glaube, beides hängt ganz eng zusammen. Das eine ist die Voraussetzung für das andere. Nur, wer sich selbst gefunden hat, nur, wer lebt, was in ihm ist, nur, wer sich seiner selbst gewiss ist, nur, wer sich selbst Gutes tut – nur der

kann auf eine gesunde Weise zurückstecken, loslassen, verzichten, Opfer bringen.

Ich erinnere mich an ein Gespräch mit einer Diakonisse in den 80iger Jahren. Sie war mittleren Alters und fiel uns auf durch ihre Fröhlichkeit. Wir fragten sie, ob sie nicht manchmal auch etwas vermisste. Sie durfte ja nicht heiraten und keinen größeren eigenen Besitz haben. Sie lachte und meinte: „Ich war auch mal jung. Ich weiß, wie es sich anfühlt, von einem Mann geküsst zu werden. Ich weiß, wie es ist, wenn man herumreist und sich etwas anschaut. Ich habe das alles erlebt und es war in Ordnung so. Und weil ich es erlebt habe, konnte ich mich dann für einen anderen Weg entscheiden. Für den Weg, anderen Menschen zu dienen und auf Ehe und Besitz zu verzichten, um diesen Weg auch ganz gehen zu können. So vermisste ich nichts.“

Loslassen, verzichten – in dem Vertrauen, dass ich dabei nicht zu kurz komme. Man könnte es auch Gottvertrauen nennen. Eine solche Haltung öffnet neue Wege.

Nehmen wir das Beispiel „Vergebung“. Vergebung hat es immer mit Loslassen, mit Verzicht zu tun. Ich verzichte auf mein Recht. Auf mein Recht, zurückzuschlagen oder Genugtuung zu verlangen. Der andere hat sich an mir schuldig gemacht, aber ich verzichte darauf, dass er sich ganz klein machen muss – ich vergebe ihm. Und indem ich ihm vergebe, eröffne ich ihm eine neue Chance. Eine Chance, neu anzufangen und es besser zu machen.

Oder ich denke an so manchen Menschen, der den schwer kranken Ehepartner schon seit Jahren pflegt und dadurch selbst auf so vieles verzichten muss. Manchmal denke ich: Solche Leute sollten mal in einer Talkshow sitzen und befragt werden. Das wäre wertvoller als manches Seichte, das da oft zu hören ist.

Es würde etwas davon deutlich, was Leben im Tiefsten aus

macht. Leben, das nicht abhängig ist von dem, was man besitzt, wie man aussieht und ob man im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses steht.

Es geht um ein Leben in anderer Qualität. Es geht um ein Leben, das sich seiner selbst so bewusst ist, dass es sich nicht mehr festhalten muss, sondern sich verschenken kann. Dieses Leben hat etwas vom ewigen Leben an sich – vom Leben, das wir bei Jesus finden.

Woher bekommen wir die Kraft, so zu leben? Und - wie können wir den Kindern, die wir taufen, helfen, etwas vom Wert eines solchen Lebens zu begreifen?

Mir hilft der Blick auf Jesus. Ich muss nicht wissen, wie er ausgesehen hat. Viel wichtiger ist es, mich von seinem Beispiel motivieren zu lassen zu einem Leben, das nicht bei sich selbst stehen bleibt. Zu einem Leben, das sich verschenken kann und das gerade so Spuren hinterlässt, die nicht so schnell wieder vergehen, Spuren, die bleiben. Amen.